

10. Katastrophenseminar „Katastrophenschutz“, Seminar über Großschadensereignisse.
Gemeinsame Veranstaltung der Berliner Feuerwehr & Berliner Polizei vom 13.-15.09.2000.
Berlin (ISSN 0948-1559). Pp. 9-19

Ohne Kultur in andere Kultur. Zum Helfen im Fremden

Wolf R. Dombrowsky
KFS, Katastrophenforschungsstelle, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Prolog

„Kulturlos“ zu sein, gilt zu Recht als Denunziation. Sachlich ist es gänzlich unmöglich, wird doch ein jeder in eine Kultur hineingeboren und sogleich in und durch sie „enkulturiert“. Ohne Kultur in andere Kultur ist in diesem Sinne auch nicht denunziatorisch gemeint, sondern als Erlebnis eines Mangels, so, als stünde man nach langem Flug am Gepäckband und warte vergeblich auf seine Koffer. Entblößt von Zahnbürste und Pyjama, ohne frische Wäsche und alle sonstigen Utensilien, die heimische Sicherheit inmitten fremder Umgebung gewähren - und sei es nur eine Umhüllung, die gewohnt ist und dadurch (Selbst-) Vertrauen gewährt.

Das Bild trägt weiter: Wen das Ungemach vermißten Gepäcks ereilte, der erinnert sich der eigentümlichen Macht dieser Störung. Nur wenigen gelingt es, sie vollkommen zu übergehen, sie nur der Fluggesellschaft zu melden und ansonsten exakt so zu verfahren, als sei nichts geschehen. Die meisten fühlen sich beinahe böswillig entblößt. Das Personal der „Lost&Found“-Schalter bedarf besonderer Schulung, um den überwiegenden Gefühlsausbrüchen angemessen begegnen zu können. Nicht logisch, nur psycho-logisch ist die Affektgeladenheit erklärlich. Die Betroffenen fühlen sich tatsächlich entblößt, weniger von Besitz, als vielmehr von Sicherheit. Ihre Agenda gelingt nicht mehr, diese vorgestellte Abfolge in Richtung Hotel oder Unterkunft, das innere wie äußere Abschütteln des Reisestaubes und das anschließende doppelte, sich gleichwohl abfolgend bedingende Eintauchen-Können in eine neue Hülle des Eigenen und damit in die neue Umgebung des Fremden. Deshalb sinkt bei den meisten Reisenden der Spannungsbogen im Moment des Ankommens. Jetzt einen Moment Ruhe, Verschnaufen, Duschen, Umziehen, Wiedergeboren-Werden und selbstbewußt aufgeschönt sich dem Neuen stellen. Wird diese Abfolge gestört, erscheint sie gar unmöglich, kollidieren ein abgesunkener Spannungsbogen mit einem Stressor, gegen den es kein Mittel und sodann auch keine Widerstandsreserven gibt. Blankes Entsetzen.

Im übertragenen Sinne läßt sich auch Helfen in der Fremde so interpretieren. Auch hier fehlt der „Koffer“. Weniger im Sinne mitgebrachter Technik- und Einsatzmodule, als vielmehr im Sinne schützender Schichten und orientierender Sichten. Wie funktioniert diese Fremde? Deckt sich deren Sicht von Hilfe mit der mitgebrachten? Hilft die Hilfe, hilft sie den Richtigen, hilft sie dauerhaft? Kann, soll dies der Helfende beurteilen, oder sind dafür ganz andere zuständig? Fragen, die sich die Helfenden nach, manchmal auch schon während Einsätzen stellen und die auf ganz andere Kultur-Kollisionen verweisen. Auf Politik und Wirtschaft, auf Abhängigkeiten und Finanzierungen, auf Macht und Interessen und auf Konflikte zwischen vielfältigen Akteuren, nicht nur GOs und NGOs, sondern auch zwischen Staaten, beteiligten Ressorts und Organisationen bis hinunter zu den Verbänden vor Ort und deren Repräsentanten.

Dem wird nachgegangen. Grob untergliedert auf zwei Strängen. Zum einen auf einer objektivierten Ebene, von Politik und Organisation, zum anderen auf einer subjektivierten Ebene, von Handelnden vor Ort und deren Selbstorganisation. Beide Ebenen bleiben unvollständig, - sonst entstünde ein Buch -, auch schlaglichtartig, aber doch so, dass zumindest im Ansatz deutlich wird, wie schwer Helfen in der Fremde wird, wenn es an *deren* Kultur mangelt.

Die Politikebene

Im gängigen Sprachgebrauch koexistieren zwei Verständnisse von humanitärer Hilfe: Ein eher karitatives, auf christliche und antike Traditionen rekurrerendes Verständnis von zwischenmenschlicher Wohltätigkeit und ein eher offizielles, staatliches und organisatorisches Handeln begründendes Verständnis, das vornehmlich auf Auslandskatastrophenhilfe bezogen wird. Deziert formuliert findet sich dieses Verständnis in den "12 Grundregeln für die deutsche Humanitäre Hilfe *im Ausland*" des "Gesprächskreis Humanitäre Hilfe", zu dem sich Vertreter aus Bund, Ländern, Administration, NGOs und GOs zusammengeschlossen haben.

In die öffentliche Diskussion rückte der Zusammenhang von Katastrophe und "Humanitärer Hilfe" im Zuge friedenssichernder und -erzwingender Missionen von NATO und Vereinten Nationen, insbesondere in Afrika, zu denen auch deutsche Kontingente beitrugen. Dabei fand ein Katastrophenbegriff Verwendung, der sich auf Schadenswirkungen im Gefolge umfassenderer politischer Krisenformen bezog, vor allem auf Epidemien, Flüchtlings- und Hungerkatastrophen durch und während ethnischer oder religiöser Auseinandersetzungen, Bürger-, Stammes- und Clankriegen. „Humanitäre Einsätze“ zielten dabei auf die Linderung und Minderung von Schädigungen, die die zivile Bevölkerung oder Bevölkerungsgruppen zu erleiden hatten. Ausdrücklich handelte es sich dabei nicht um "klassische" - vornehmlich „Natur“- Katastrophen, sondern um Folge- und Zusatzwirkungen intendierter Gewaltanwendung. Eine so verstandene „Humanitäre Hilfe“ gründet deshalb zutreffend im Kriegsvölkerrecht, den Genfer Konventionen und im Menschenrecht; sie ist in erster Linie von Außen zu Hilfe eilende Notwehr gegenüber inhumanen Bedingungen in undemokratischen Regimen und deren Verstößen gegen Völker- und Menschenrechte.

Das Dilemma solch intervenierender Humanität bestand und besteht darin, dass sie nur dann praktische Hilfe zu leisten vermag, sofern es gelingt, die dafür erforderlichen Rahmenbedingungen herstellen zu können. In erster Linie handelt es sich dabei um das Erfordernis, den intendierten Gewaltanwendungen, einschließlich der Verletzung von Grund- und Menschenrechten, zeitlich und/oder räumlich Einhalt zu gebieten. Da das kodierte Völkerrecht ein auf Vertrags- und Gewohnheitsrechten basierendes Konsensrecht der Staaten untereinander ohne exekutive Durchsetzungsgewalt ist, bleibt von außen kommende Hilfe auf die Zustimmung der Empfängerstaaten selbst dann angewiesen, wenn diese ihre Souveränität willentlich, sogar gegen die eigene Bevölkerung, missbrauchen. Zwar kennt die Völkergemeinschaft ein Einmischungsrecht im Falle der Gefährdung des Weltfriedens oder der internationalen Sicherheit, nicht aber bei humanitären Notlagen, auch wenn bereits eine Vielzahl präjudizierender Präzedenzfälle den politischen, rechtlichen, sozialen und letztlich immer auch militärischen Regelungs- und Interventionsbedarf aufgezeigt haben (z.B. Irak-Intervention auf Grundlage UN-Resolution 688).

Dennoch bleibt Humanitäre Hilfe *ohne* ein völkerrechtlich verbindliches Einmischungsrecht vom Wohl und Wehe jener abhängig, die die inhumanen Bedingungen ganz oder teilweise

verursachen. *Mit* einem solchen Einmischungsrecht aber gerät humanitäre Hilfe in Abhängigkeit derer, die dieses Recht im Ernstfall auch gegen das potentielle Hilfe-Empfängerland durchsetzen müssen, was im Äußersten zwangsläufig dazu führt, humanitäre Hilfe nur im Rücken bewaffneter Verbände leisten zu können. Der Kosovo-Konflikt mag hier Beispiel sein und die Verwerfungen (beispielsweise auch zwischen NATO und VN, zwischen NATO-Partnern aufgrund historisch gewachsener "Wahlverwandtschaften" und zwischen VN- und EU-koordinierten NGOs und GOs) aufzeigen, die das System der humanitären Hilfe gegenwärtig und zukünftig prägen und wandeln werden.

Die ideologische Ebene

Humanitäre Hilfe, so die offizielle Lesart, ist politisch motivierte Intervention in gesellschaftliche Verhältnisse, die aufgrund dieser Verhältnisse Menschen Katastrophen aussetzen oder nicht genügend zu deren Minderung und Linderung unternehmen. Die etwas gedrechselte Formulierung soll darauf aufmerksam machen, dass im allgemeinen Sprachgebrauch, auch unter Fachleuten, eine unklare Terminologie vorherrscht, die eher Zusammenhänge verdeckt, vielleicht sogar ideologisiert. Dies gilt vor allem für Harmlos-Sätze, die das allgemeine Ziel der humanitären Hilfe in der „Linderung von Notlagen“ sehen, „in die Menschen durch Kriege, Krisen und Katastrophen geraten“. Wäre dem so, brauchte man nicht ernsthaft zwischen Militäreinsätzen, Katastrophenschutz, Auslandskatastrophenschutz, Soforthilfe und Humanitärer Hilfe zu unterscheiden. Der besondere Begriff verweist vielmehr auf reale Besonderheiten, denen in Form spezifischer Interventionen angemessene Rechnung zu tragen ist. Natürlich ist dabei „Notlage“ eine abstrakte Begriffsklasse, unter die sich jede Not subsummieren läßt. Allerdings verwischt man dabei gerade die Besonderheiten, die sowohl Entstehung, Ablauf und Überwindung der jeweiligen Notlage charakterisieren, als auch jene, die für eine erfolgreiche Intervention von Bedeutung sind. So wird oftmals unterstellt, es sei für Betroffene gleich, ob sie ihr Hab und Gut z.B. durch eine Bombe oder eine heimische Gasexplosion verloren. Hilfe bräuchten sie in jedem Falle. Betrachtet man jedoch den zugehörigen Kontext, so zeigen sich anhand der Besonderheiten dramatische Unterschiede, sowohl für die Betroffenen, als auch für die zu erbringende Hilfe. Ob Menschen in einer relativ stabil organisierten Gesellschaft von einem Unglück heimgesucht werden, oder ob sie ihr Hab und Gut im Zuge von Gewalthandlungen verlieren, vielleicht noch fliehen müssen, weil Plünderung oder sogar Vergewaltigung oder andere Repressalien drohen, der wird nicht sagen können, dass es für die Betroffenen gleich ist, unter welchen Bedingungen sich ihre Notlage einstellt. Auch wird in einer stabilen, friedlichen Gesellschaft Hilfe herbei eilen, werden Nachbarn oder Organisationen überbrückende Maßnahmen anbieten, wird sich danach ein geregeltes Reorganisieren einrichten lassen. Dies alles gilt nicht in massiven inneren Krisen, schon gar nicht in Kriegen, am wenigsten in „unregulierten“ wie Bürger- oder Clan-Kriegen, die ganz gezielt soziale, physische und psychische Schäden unter der Zivilbevölkerung bewirken wollen. Unter solchen Bedingungen kann auch keine „Katastrophenhilfe“ erwartet werden, von innen nicht, weil Gesellschaft nicht funktioniert, von außen nicht, weil es sich einerseits verbietet, Hilfskräfte solchen Bedingungen auszusetzen, andererseits, weil Hülseinsätze als Intervention in die inneren Angelegenheiten interpretiert und daher von den Empfängern nicht zugelassen werden.

Humanitäre Hilfe meint somit nicht „Katastrophenschutz“, wie wir ihn im Innern des eigenen Staates oder als ursprüngliche Wohltätigkeit verstehen, sondern *politisch motivierte Intervention* in Bedingungen, in denen sich Katastrophales ereignet im Sinne eines moralisch Unerhörten/Unanständigen. Diese Bedingungen unterscheiden sich grundlegend von jenen, in

denen sich nach unserem Alltagsverständnis gemeinhin Katastrophen ereignen. Nicht umsonst greifen die meisten Definitionen von „Katastrophe“ auf die Differenz zwischen „normalem“ und „außergewöhnlichem“ Ablauf der Lebensbedingungen zurück: Der „gewohnte Gang der Dinge“ ist der von den Menschen (zumindest mehrheitlich) *gewollte* Gang der Dinge. Er wird von einem von niemandem gewollten oder gar geplanten Ereignis so einschneidend unterbrochen, dass die davon Betroffenen nicht in der Lage sind, aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln zu dem von ihnen Gewollten zurückzukehren. Sie bedürfen also übergeordneter, die „normalen“ Reserven übertreffende Ressourcen, die nach unserer Terminologie als „Katastrophenschutz“ bezeichnet werden. Dabei sind alle Maßnahmen des Katastrophenschutzes temporär, unmittelbare Schadensminderung, Rettung, Bergung, auch Sicherung vor weiteren Schäden, aber keine vollständige Schadensbeseitigung oder gar Wiederaufbau.

Humanitäre Hilfe interveniert dagegen in politische Bedingungen, die aus unserer (kulturellen!) Sicht unerwünscht, auch inakzeptable sind. Sie gelten nicht als der normale, von der Mehrheit so gewollte Gang der Dinge. Vielmehr obwalten Umstände, aus denen sich die meisten Menschen gern befreien, wenn sie es könnten. So gesehen ist humanitäre Hilfe auch eine Befreiung und somit in der Tat immer auch Fortsetzung von Politik. Für die Betroffenen ist solche Hilfe in vielen Fällen eine buchstäbliche Befreiung, in erster Linie von Not. Zumeist aber wurde diese Not nicht im Sinne heimischer Katastrophen bewirkt, sondern gänzlich umgekehrt: Vor Ort entstand Not aus dem Unvermögen, ein reibungslose, Bedürfnisse befriedigende Gesellschaft dauerhaft organisieren zu können. Das für uns Außergewöhnliche von Katastrophe wuchs dort zur Normalität des Widrigen, Repressiven, Schädigenden: Armut, Krankheit, Hunger, Analphabetismus, aber auch permanente Flucht, Zerschlagung von Überlebenschancen und -mitteln, im Extremfall Verletzung, Verstümmelung, Vergewaltigung und Tod sind dort Ergebnis von (Fehl-)Entwicklung, nicht ungewollte Unterbrechung ganz anderer Entwicklung.

Betrachtet man die Hintergründe, die in den letzten zwanzig Jahren Humanitäre Hilfe erforderlich machten, so erkennt man, dass, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sämtliche als Interventionsgrund benannten „Katastrophen“ im klassischen Sinne keine Katastrophen waren. Die meisten Hungerkatastrophen in Afrika sind die Folge bewaffneter Auseinandersetzungen und der dadurch bewirkten Destabilisierungen, zum Teil Ergebnis vorsätzlicher Vertreibung und Zerstörung (z.B. von Bewässerungssystemen). Ähnliches gilt für Flüchtlingskatastrophen. Auch hier stehen gewaltsame Konflikte am Anfang, deren Zentrifugalkräfte die Gemeinwesen und deren Strukturen sprengen, bis schließlich Mängel eintreten, die jede Subsistenz unterbrechen. Man schaue in den Sudan, nach Algerien, nach Zentralafrika, in die Regionen, in denen Ordnung nur noch insular funktioniert und ansonsten Banden Ökonomien betreiben, die allein auf Kriminalität, Terror, Waffen- und Drogenhandel basieren.

Natürlich stellt sich die Frage, wie man *solche* „Katastrophen“ zutreffender bezeichnet? Sie erinnern an die Zerstörung der holländischen Deiche durch die Deutsche Wehrmacht im 2. Weltkrieg. Auch dies war ja keine Überschwemmungs-„Katastrophe“, sondern ein gewollter und geplanter Akt militärtaktischer Destruktion. Exakt dies charakterisiert auch die sogenannten „Katastrophen“, um die sich die Humanitäre Hilfe im Ausland zu kümmern hat: Es sind teils gewollte und geplante primäre Destruktionen, teils gewollte und geplante sekundäre Destruktionen (Beispiel „Entlaubung“ in Vietnam), teils billigend in Kauf genommene Folgen und Folgefolgen geplanter und gewollter Handlungen (Beispiel: Erosion durch Vertreibung), teils der normale Begleitwahnsinn von unmittelbarer Gewalt (Strategie „verbrannter Erde“, Brunnenvergiftung etc.), teils ungeplante und ungewollte Folgefolgen

von Repression auf ganz anderen Gebieten (Kulturverfall durch Vertreibung oder freiwillige Migration), teils nackte Barbarei und Entmenschung. Wer es hier an begrifflicher Klarheit mangeln läßt, hat weder selbst begriffen, (was, bliebe Dummheit individuell, nicht weiter schlimm wäre), noch ermöglicht er es anderen, Zusammenhänge auf den richtigen Begriff und dadurch begreifen zu können.

Die Organisationsebene

Die internationale Katastrophenhilfe wandelt sich zusehends zu einem Verbundkonzept unter der Leitung supranationaler Agenturen, wie beispielsweise dem UNHCR oder dem DHA der Vereinten Nationen, die sich, abhängig von Einsatzort und –art, nationaler “Dienstleister” bedienen, die sie auf Zeit und für spezifische, arbeitsteilig gegliederte Projekte zusammenführen. Aus dieser Strategie leiten sich spezifische Qualitätserfordernisse ab, bezüglich der Verfügbarkeit, der Ausbildung, Ausstattung und der generellen Qualifikation. Kenntnisse und Kompetenzen in den Bereichen Sprachen, Management, Logistik, Menschenführung, Internationales Recht, Völkerrecht, Verwaltungsrecht und Diplomatie werden immer bedeutsamer. Es bedarf zunehmend eines auf internationalem Parkett erfahrenen Hilfe-Managements, auch eines mittleren, das als reibungsfreies Scharnier zwischen Einsatzleitung und nationalen Service-Providern zu fungieren weiss.

Gleichwohl wirken auch die ”korporativen Akteure” lokal, das heißt, sie setzen mit ihren Hilfen ”vor Ort” an, dort also, wo sich die Schäden räumlich konzentrieren und die meisten Menschen betroffen sind. Dabei ist Hilfe auf unterster Ebene immer personal, als “face-to-face”-Aktivität, z.B. als medizinische Hilfe, als Zuteilung von Lebensmitteln, Kleidung oder Unterkunft. Mit höherer Ebene wird Hilfe zunehmend funktional und systemisch, dort erfordert sie komplementäre Strukturen, z.B. für Kommunikation, Logistik oder Einsatzorganisation. Somit beginnt Hilfe vor Ort zu allererst mit der Schaffung ihrer Voraussetzung, sei es als Versuch, an bestehende Strukturen anzudocken, sei es aus Notwendigkeit, Strukturen zu errichten. In jedem Falle wird eine doppelte Vernetzung erforderlich: Zum einen zwischen Helfenden und Betroffenen, als Distributionsstruktur bis hinunter zum Bedarf, zum anderen zwischen vorhandenen und “importierten” Strukturen, als Komplementärstruktur auf funktionaler, systemischer Ebene. Zunehmend erweisen sich beide Strukturen als das eigentliche Problem wirksamer Katastrophenhilfe.

Da sich in den wenigsten von Katastrophen schwer erschütterten Länder nur selten integrierte, dauerhaft und verlässlich regulierte Katastrophenschutzstrukturen finden oder noch so intakt sind, dass sie funktionale “Andockstellen” für einströmende Katastrophenhilfe errichten können, fehlt es an Ansprechpartnern und definierten, funktionierenden Schnittstellen, über die Hilfe verteilt und der Einsatz in einer Weise abgewickelt werden könnte, der allen Betroffenen als richtig und gerecht erscheint. Gerade weil keine angemessene Vernetzung stattfindet oder schnell genug hergestellt werden kann, “docken” die einströmenden Kräfte dort an, wo es *ihren* Präferenzen am besten entspricht. Dies kann funktionale Gründe haben, - z.B. eine intakte Infrastruktur, brauchbare Unterkünfte, ausreichend Platz für Gerät und Hilfsgüter -, dies kann aber auch politische oder ökonomische Gründe haben, - z.B. Bevorzugung bestimmter Klientel oder Interessen, Sanktion gegenüber Unliebsamen. Dies kann aber auch technisch-organisatorische Gründe haben, die vor allem dann wirksam werden, wenn die einströmenden Kräfte autark sind, also sich selbst versorgen und alle Strukturen mitbringen, die ihnen zum Helfen erforderlich erscheinen. Dies macht vor allem dann Sinn, wenn

- 1 keine ausreichende Vernetzung mit relevanten Partnern vor Ort gelingt und so weder eine verlässliche Lage übermittelt wird, noch Kräfte rekrutiert werden können, die geeignete Schnittstellen zu den Betroffenen bilden;
- 2 die politischen oder sozialen Bedingungen vor Ort als riskant erscheinen und so die Eigensicherung vor Kooperation und Integration geht;
- 3 keine oder keine ausreichenden Distributionstrukturen zur Verfügung stehen, über die Leistungen gerecht verteilt werden können;
- 4 keine oder keine ausreichenden Komplementärstrukturen vorhanden sind, über die Kommunikation abgewickelt und Kooperation organisiert werden kann und
- 5 keine lokale Befehlsstruktur verfügbar ist.

Für die internationale Katastrophenhilfe treffen zumeist mehrere Punkte gleichzeitig zu, so dass sie sich zunehmend autark organisiert und als aufsattelndes Modularsystem operiert. Doch auch aus einem anderen Grund orientiert sich die internationale Katastrophenhilfe zunehmend am Modell der modernen Industriegesellschaft: Hilfseinsätze unter der Leitung der Vereinten Nationen oder ihrer Untergliederungen (z.B. des UNHCR oder des DHA) ähneln immer mehr der globalen Logistik einer virtuellen Fabrik: Von New York oder Genf aus werden weltweit jene Spezialkräfte und Experten ausgesucht, die aufgrund ihrer Erfahrungsprofile den jeweiligen lokalen Einsatzerfordernissen am besten entsprechen. Kurzfristig entsteht ein zeitgebundener Zusammenschluß unterschiedlicher, von einander unabhängig funktionierender Partner - nationaler GOs, NGOs, militärischer Verbände, Nachrichtendienste, Firmen, Ausrüstungs- und Transportunternehmen, Beratungsfirmen, kirchlicher und privater Initiativen -, die sich je nach Ereignis, Bedarf und lokaler Besonderheiten (von Klima bis politische Verhältnisse) zu einer Gesamtunternehmung formen - virtuell als kommunikatives Netzwerk, personal als Akteure vor Ort. Sie kommunizieren untereinander und weltweit über modernste, satellitengestützte Nachrichtenmittel, sie werden auf der Grundlage höchstentwickelter Aufklärungs- und Führungsmittel koordiniert, sie führen zugewiesene Aufträge eigenständig in definierten Operationsgebieten aus und sie stützen sich dabei auf eigene, zumeist autarke Versorgungs- und Ausrüstungsbasen und auf nationale "On-demand"-Zulieferer, die ohne Wartezeit die benötigten Hilfsgüter in großen Stückzahlen bevorraten und liefern können. Auch aufgrund dieser rückwärtigen, heimischen Hilfe-Industrie fällt es immer schwerer, Hilfseinsätze vor Ort zu alimentieren und auszurüsten, so dass auch aus diesen Gründen von Hilfseinsätzen keine dauerhaften Entwicklungsimpulse ausgehen.

In letzter Konsequenz entsteht so eine Operationsform, die an die Gefechtsführung der US-Armee in Vietnam erinnert: "Rush in, rush out, fire and forget". Tatsächlich führt die hochtechnisierte, arbeitsteilig organisierte und oftmals extrem spezialisierte Hilfeleistung zu einem "rush in" und "rush out" analog von Luftlandemanövern und einem massierten "help and forget", das die Hilfeempfänger in noch größere Hilflosigkeit stürzt. Staunend wohnen sie einer Invasion bei, deren Funktionieren sie nicht verstehen, in das sie weder integriert werden können, und das schon gar nicht mit ihren eigenen, lokalen Strukturen zu verbinden ist. Die virtuelle Unternehmung "Katastrophenmanagement" fliegt ihr "factory outlet" ein, eine Art KDW der Katastrophenhilfe inmitten der Notstandsgebiete dieser Welt, und packt es wieder zusammen, wenn das massenmediale Interesse und die heimischen Spendenflüsse erlahmen und die Sonderetats der humanitären Hilfe verbraucht sind.

Wie schnell und effektiv die von außen einströmende Hilfe wirksam werden kann, entscheidet sich deshalb immer stärker vor Ort, auf lokaler Ebene. Die dort vorhandenen Strukturen bilden die Schnittstelle zwischen Hilfsangeboten und Bedarf und somit das Nadelöhr der Katastrophenhilfe: Je besser die lokalen Strukturen für die einströmenden Helfer

und ihre Hilfen und Hilfsgüter vernetzt werden können, desto schneller und effizienter erreicht Hilfe ihre Adressaten. Ohne lokale Katastrophenschutzstrukturen kann die einströmende Hilfe nur insoweit funktional und systemisch wirksam werden, wie sie die richtigen Adressaten findet und sie zudem in einen Stand setzt, der die Ersthilfe zum Nukleus einer Selbsthilfe aus eigener Kraft und auf Dauer werden läßt. Doch genau diese Komponente ist in die einströmende Katastrophenhilfe nicht integriert, weil sie als kulturelle Ressource des Hilfenehmers nicht wahrgenommen, vielleicht gar nicht für möglich gehalten wird. Hier scheint dringlich eine Neuorientierung geboten, um die Helfer, also die wirklichen Frontmänner und -frauen nicht ins Leere laufen zu lassen. Sie haben es am wenigsten verdient.

Die Akteursebene

Ohne Übertreibung darf man also den Eintritt auch von Helfern im Auslandseinsatz als Passage ins Unbekannte verstehen. Oftmals innerhalb von Stunden verlassen Menschen ihre vertrauten, heimischen Orte, - Wohnung, Familie, Arbeitsplatz, Kollegen -, um sich alsbald in einem radikal anderen, unvertrauten und unheimlichen Terrain wiederzufinden. Doch tauchen sie in eine andere Kultur ein, gewinnen sie, wie Goethe hoffte, dazu einen verstehenden Zugang? Zumeist nicht. Tatsächlich nämlich nehmen die meisten Helfer das neue Terrain gar nicht als Kultur, sondern als Handlungsort wahr, dem überhaupt keine Kultur eigen ist. Der Einsatzort ist, wie die Menschen, die ihn bevölkern, von Kultur entblößt. Es ist Ort von Katastrophe, von Leiden, Schmerz, Mangel, Not, Gestank und Sterben. Es ist kein Ort, den man verstehen und in sich aufnehmen möchte, sondern im Gegenteil, vor dessen Zumutungen und Belastungen man sich schützen und vor dessen Grausamkeiten man sich hüten muss. Die meisten Helfer sind buchstäblich auf der Hut. Vor Ansteckung, vor Angriffen und Übergriffen, vor Täuschung und Enttäuschung, vor Ausnutzung und vor physischer wie psychischer Überforderung.

Die Mechanismen, mit denen dies den Helfern im allgemeinen gelingt, sind selbst kultureller Art. Es ist die gesamte heimische Kulturkompetenz, derer die Einzelnen mächtig sind, vermehrt um ihre wappnende Ausbildung und Ausrüstung und das umlagernde soziale Bündnis ihrer Gemeinschaft. Man kommt im Verbund, als Organisation mit einem eingelebten Selbstverständnis, mit Traditionen und Haltungen. Man kommt somit nicht als Entdecker, gar Forscher, auch nicht als erholungssuchender Tourist, sondern als Mitglied einer Organisation, die Notleidenden Hilfe bringt. So wie ein Hungriger nicht das bunte Treiben geschäftigen Lebens, sondern bevorzugt Lebensmittelgeschäfte wahrnimmt, so nehmen auch die Helfer keine komplexe Kultur, sondern bevorzugt die von jeder Kultur entblößte, leidende Kreatur wahr und sich selbst nicht als interessiertes Gegenüber, sondern als Gebenden, Bringenden, Helfenden.

Eine solche Selbstwahrnehmung ist verständlich; gänzlich normal inmitten anormaler, möglichst schnell zu überwindender widriger Verhältnisse. Gleichwohl ist sie zutiefst problematisch, eine *déformation professionnelle*, die ebenso deformiert, wie die scheinbar nur äußeren, den katastrophalen Bedingungen entwachsenden Belastungen. Tatsächlich verwehrt ein solches Selbstbild Reflexion und Bezugnahme. Gerade weil der Einsatzort nicht die gesamte Kultur und Hilflosigkeit nicht die einzig vorzufindende Befindlichkeit ist, kommen weder Menschen noch kulturelle Qualitäten in den Blick. Deshalb blickt man in letzter Konsequenz herab. Herab auf ein Elend, das sich desto intensiver verallgemeinert, je eindeutiger man sich als Helfenden und den Rest als hilfsbedürftig wähnt. Leicht schlägt dies in Überheblichkeit, manchmal sogar in Rassismus oder Kulturimperialismus um, immer aber

in subtile Formen wechselseitiger Geringschätzung vor Ort, die oftmals Konflikte, gelegentlich sogar Feindschaft heraufbeschwört.

Wo also die fremde Kultur nicht als entdeckungswürdige Bereicherung, sondern als abstoßender Mangel erscheint, macht sich eine Dichotomie breit, die nur oberflächlich mit Weltanschauung verträglich verbrämt wird: Man bringt *humanitäre* Hilfe doch kann man Mensch nur ganz dort sein, wo man unter sich ist, in den eigenen Camps, inmitten der eigenen Kulturmodule, aus denen sie zusammengebaut werden. Man importiert sein eigenes Bier, seine eigenen Köche und Küchen, seine eigene Elektrizität und sein eigenes Kulturprogramm: Videos, TV und Zeitungen aus der Heimat, Skat und Gameboy, wechselseitige Besuche zwischen den Organisationen und erbauliches Fronttheater durch VIPs der heimischen Politik und Verbände. Die humanitären Erfolge lesen sich wie Bilanzen: Millionen Liter Wasser aufbereitet, zehntausende Portionen Essen verabreicht, Verbände angelegt, Planen und Decken verteilt, Medikamente und Infusionen verbraucht. Und Menschen kennengelernt? Zumeist ist man fremd in der Fremde und Fremder geblieben.

Natürlich macht sich die Mehrzahl der Einsatzkräfte darüber keine Gedanken. Damit ist man eher bei der Arbeit oder Zuhause. Ohnehin hat man genug mit sich und der Aufgabe zu tun...

Fremd zu sich selbst

Die Frage also ist: Wie bekommt man sich in der Fremde geregelt? Und abermals wirkt sich die mitgebrachte Kultur als Bornierung aus. Gerade weil man versucht, es sich in den Modulen mitgebrachter Kultur heimisch einzurichten, endet Kultur jenseits der Campgrenzen, verkürzt sich kultureller Horizont auf Wagenburgmentalität. In der Wagenburg herrscht, zumindest relativ zu " Draußen", Sicherheit, materiell wie emotional. Saubere Wäsche, Duschen, geregelte Mahlzeiten, medizinische Versorgung, bewachte Nachtruhe. Der Rhythmus entspricht im Prinzip dem heimischen Leben, doch zeigen sich schnell gravierende Unterschiede. Während man es sich im heimischen Arbeitsleben eingerichtet hat, Tricks und Schliche kennt, um sich vor Überforderung zu schützen, organisiert sich das Unternehmen "Hilfeleistung" selbst, spontan und zumeist vorbildlos. Alles muß schnell gehen: Aufbau des Camps, der Ver- und Entsorgung, der Aussensicherung und natürlich des Einsatzes selbst. Man will schnell einsatzbereit sein, aber auch den anderen Mitspielern zeigen, wie gut man ist. In all dem liegt Ansporn, aber auch eine Selbstausbeutung, die Grenzen nicht oder erst spät wahrnimmt. Die meisten Helfer fallen abends regelrecht ins Bett. Hinzu kommt ein anderes Klima, ein dadurch und das hohe Leistungstempo veränderter Stoffwechsel und ein darauf bezogen zu langsamer Adaptionsprozess. Viele trinken nicht genug, nicht kontinuierlich genug. Viele essen zuviel, einerseits, weil die Anstrengung Ersatz braucht, andererseits aber auch, weil andere Mangellagen ausgeglichen werden müssen. Naschen und Zwischendruck-Mahlzeiten nehmen regelmäßig zu, ebenso wie vermehrter Alkoholgenuss. Nach dem Abendessen wird in allen Camps dieser Welt "abgehangen", Tabak und Alkohol sind dabei Geschwister.

Im Untergrund werkelt der Körper ohnehin an den Leistungsgrenzen. Impfstoffe, Prophylaxemittel, Selbstmedikamentierungen (von Schlaf- bis Aufputzmittel) bilden eine belastende Intoxikation, mit der der Körper genug zu tun hätte. Zumeist aber müssen zusätzliche Lasten getragen werden. So vergeht letztlich kein Einsatz ohne spürbare Magen-Darm-Turbulenzen. Die Enge der Camps, der gesteigerte Austausch mit anderen Menschen (Besucher, Mithelfer anderer Organisationen, Journalisten, Einheimische) und natürlich mit den Adressaten der Hilfe, den Opfern und all ihren Erkrankungen, führt beinahe zwangsläufig

dazu, dass sich auch bei den Helfern Infektionen ausbreiten, manchmal sogar schwerwiegende Erkrankungen. Interessanterweise aber führen gerade die leichteren Beeinträchtigungen (z.B. Durchfälle) zu besonders durchschlagenden psychischen Konsequenzen. Die objektiv harmlosen Wehwehchen verharmlosen den Grad der allgemeinen Überforderung: "Das bißchen bringt doch keinen Mann um..." Und so kämpfen die Helden, oftmals schon stehend k.o., gegen den Niederschlag an, bis sich ihnen der Körper ins Notaus entzieht. Fremd im eigenen Körper.

Wo der Körper droht, sich der Belastung zu entziehen, werden die Psychen kritische Massen. Man(n) gibt sich zunehmend tapfer und "typisch" männlich: Trink erst mal einen, dann geht's wieder besser. Oder man klopf auf die Schulter und sagt: Ja, ja, der Samenkoller macht uns alle fertig. Um nicht schlapp zu machen, wird verstärkt der "Sani" aufgesucht: Ich fühl mich beschissen. Haste nich ma ne gute Dröhnung?

Spätestens hier erweist sich die Nähe des Camps als bedrohliche Enge. Man möchte sich zurückziehen, ungestört eine Auszeit nehmen, sich erholen, einmal ganz abschalten. Dazu ist jedoch kein Raum. Man nächtigt in Grosszelten, hat Teil am Schnarchen, am Harns- und Stuhlndrang, an der Flatulenz und dem dauernden Husten und Räuspern der Kameraden. Kein Camp ohne Lagerkoller, ohne Gereiztheit aufgrund zu großer Nähe. Denen man nahe sein möchte, ist man dagegen unendlich fern. Ein bis zwei unentgeltliche Telefonate in die Heimat, ansonsten steigende Telefonrechnungen und eigentümlich gesteigerter Frust, weil die Nähe die man über den Fernsprecher sucht, nicht gelingt, sondern sich als Banalität hilfloser Dialoge zu weiterer Fremdheit steigert: "Wie geht's Dir? Gut. Und Dir? Ja, auch gut. Und den Kindern. Gut! Gut!" Natürlich kann, will man nicht von den Bildern sprechen, die die Seele wund scheuern. Von diesen ausgemergelten Gestalten, denen der Hungertod vor Augen steht, den Krankheiten und Verstümmelungen, dem Gestank, vor dem es kein Entweichen gibt. Die Daheimgebliebenen sollen sich keine Sorgen machen, nicht auch noch Wasser auf die Mühle bekommen. Viele Helfer kennen die leisen, manchmal auch offensiven, lauten Vorhaltungen: "Warum tust Du das? Wenn ich Dir schon egal bin, aber was wird aus den Kindern, aus dem Haus, wenn Dir was passiert? Was, wenn Du mit Malaria nach Hause kommst, oder mit Schlimmerem? Es gibt auch seelische Fremdheit im eigenen Hause, die in Zwiespalt führt und Selbstgewißheit untergräbt. Nur nicht dran rühren, lieber nichts sagen..."

Vom Sinn des Helfens

Ja, warum tut man sich das an? Warum riskiert man seine Gesundheit, manchmal sogar sein Leben? Dies ist sicherlich die heikelste Frage und sie läßt sich aus Sicht unserer Forschungen nur in Ansätzen beantworten. Zu groß sind die Unterschiede zwischen den Generationen, den Organisationen, den Herkünften und Perspektiven der Helfer. Wer auch läßt zu tief in die Mischkalkulationen seiner Lebensführung blicken? Zwar gibt es zunehmend öfter Einsatznachbefragungen und verschiedene Debriefingformen, in denen über den Einsatz insgesamt und die Bezüge zu den Helfern reflektiert werden. Gleichwohl sind alle Beteiligten auf der Hut. Niemandem ist daran gelegen, prekäre Zusammenhänge allzu sichtbar werden zu lassen. Bei jedem Auslandseinsatz geht es auch um politische Legitimation, um zwischenstaatliches Renommee, um Rang und Ansehen zwischen beteiligten Organisationen, um Budgets, um Bewährung, Beförderung und Wiederverwendung. Es geht um Corpsgeist, um (zumeist männerbündische) Gesinnung, gegen die man nicht verstößt und schließlich um Kameradschaft, die immer auch Kameraderie einschließt und damit auch Erfahrungen, die besser ein jeder für sich behält.

Schaut man trotzdem genauer hin, so fällt jene eingang umrissene Ambivalenz von Kultur und Kulturentzug auf, die Auslandseinsätze eröffnet. Aus hehrsten Motiven darf man alles stehen und liegen lassen und hinaus in die weite Welt. Man reist nicht, man zieht in einen Einsatz. Nicht als Tourist, schon gar nicht pauschal, sondern als Helfer, der dringend gebraucht wird, der wichtig ist, der, entgegen heimischer Erfahrung, keine Nummer ist, für den der überbordende Arbeitsmarkt längst Ersatz bereit hält. Von jetzt auf gleich darf man der Gerechtigkeit, auch der Regelungswut einer festgezurrtten Ordnung den Rücken kehren und mit Gleichgesinnten eine Gegenwelt auf Zeit etablieren, deren Gesetze und Abläufe man weitgehend selbst prägt und die zu unterlaufen oder zu manipulieren man sich wechselseitig augenzwinkernd zugesteht, sofern nur der Einsatz "bombig" läuft. Auslandseinsätze in Katastrophengebieten sind auch anarchische und archaische Abenteuer. Sie bergen Lagerfeuerromantik und eine personale Direktheit, wie sie die Moderne nur noch insular zulässt. Man kennt sich, man kann sich aufeinander verlassen, man deckt sich, hilft sich, fühlt sich authentisch und gebraucht. Freiräume tun sich auf und gewähren eine Vorstellung davon, was Freiheit sein könnte. Alsbald prangen an Lastwagenkühlern wilde Geweihe oder andere Galionsfiguren, wird Einsatzbekleidung individualisiert, mittels Trophäen und eingetauschter Abzeichen, läßt man das Barthaar wachsen, geht man auf Beschaffungstour. Man organisiert Spirituosen, kunstgewerbliche Mitbringsel, sogar Frauen. In den Tornistern stecken nicht nur Marschallstäbe, sondern auch Schlitzohren, Witzbolde, Spaßvögel und vielerlei andere Talente, die im heimischen Alltag weder zur Geltung kommen noch nachgefragt werden. Wer nach all den körperlichen Strapazen, den Bedrohungen und Belastungen zu dieser Entregelung auf des Mannes guten Kern hindurchgestoßen ist, der hat in der Tat eine andere, neue Kultur gewonnen, die süchtig macht. (Wie analoge Entregelungsformen bei weiblichen Einsatzkräften verlaufen, weiss der Autor nicht. Dorthin wurde er noch nicht gelassen. Dass sie gleichfalls stattfinden, ist ihm jedoch verraten worden.)

Der Sinn des Helfens entpuppt sich also gerade bei Auslandseinsätzen als eine eigentümliche Mischung ambivalenter Elemente, die man so im Alltag nicht, zumindest nicht ohne weiteres findet. Die Helfer gewinnen sich, indem sie als Individuen in ihrer Qualität Anerkennung finden. Sie werden gesellschaftlich aufgewertet, ganz real, indem sie in den Medien als "unsere Helden im Ausland" gewürdigt werden, indem sie ranghohe Politiker und andere Würdenträger beehren, indem sie, nach ihrer Rückkehr, Erlebnisse und Erfahrungen zu erzählen haben, die andere nie machen und um deretwillen man ihnen zuhört. Zugleich transzendieren sie sich, indem sie die engen Korsetts alltäglichen Gängelei abstreifen und jenseits dessen anarchisch und archaisch-männlich einen eigenen kleinen Kosmos erschaffen können. Schließlich spüren sie ganz elementar die Macht über Leben und Tod, einmal, weil sie durch ihr Engagement ganz buchstäblich Leben retten, aber auch im übertragenen Sinne, durch die Allgegenwärtigkeit unzeitigen Sterben-Könnens ihr eigenes Leben neuerlich als ein Gut erfahren, das sinnlos zu vergeuden viel zu kurz und zu kostbar ist. Gerade in der unausweichlichen Konfrontation mit Verhältnissen, in denen ein Menschenleben nicht viel Wert und Sterben die billigste Alternative ist, keimt in der Mehrzahl der Helfer eine beinahe religiöse Demut gegenüber ihren eigenen Lebensverhältnissen auf, auch wenn sie zugleich das Kontrastprogramm sind, das man um der erwähnten anarchischen Entregelung nur allzu gern aufgibt. Kommt man aber nach dem Einsatz nach Hause, erscheint alles in geläutertem Licht. Man ist gesund, wohlhabend, eigentlich sogar reich im Vergleich mit den Katastrophenregionen, aus denen man gerade kommt. Man hat gesunde Kinder, Flucht, Vertreibung, Krieg, Folter oder Hunger liegen Tausende von Kilometern entfernt.

Schon auf dem Weg nach Hause melden Körper und Seele Entwarnung. Die abwehrenden, schützenden Panzerungen, die Anspannung und die fortgesetzte Anstrengung fallen ab. Ich habe viele Helfer weinen sehen, die meisten werden redseelig. Das Erlebte sprudelt aus ihnen

heraus, sucht nach einem ordnenden Band, nach einer einenden Geschichte. Man erzählt sich wieder und wieder, was man sah, hörte, roch, fühlte. Gefühlsströme finden viele Bahnen – in Lachen, Witzen, Derbheit und Zartheit, einfühlsamer Nähe und reflektierender Einkehr. Dann betritt man wieder heimischen Boden. Vielleicht noch eine offizielle Begrüßung, Worte der Anerkennung und Ehrung, vielleicht auch Interviews und öffentliche Heraushebung. Dann schlägt der Alltag zu. Die Sorgen des Partners, der Kinder, Korrespondenz, Rechnungen. Aufgaben und Pflichten warten und die schwer aushaltbare Einsicht, dass das Leben in all seiner Verregeltheit und Banalität weitergegangen ist. Man hatte ganz anderes erwartet: Dass die Welt den Atem anhält, dass sie ebenfalls bemerkt habe, wie wertvoll und leicht zerstörbar das Leben ist und dass Qualität etwas anderes ist als “Gute Zeiten – schlechte Zeiten” oder die “Hans-Meiser”-Talkshow. Doch nichts von alledem. Wut steigt auf... und dahinter, ganz sachte, die unstillbare Sehnsucht, so schnell wie möglich wieder einen Einsatz zu bekommen.

Ausblick

Doch zeugt diese seelische Achterbahn und die jedem Erleben ziemende Katharsis auch Kultur, genauer: Kultiviertheit, um fremde Kultur zur eigenen formen zu können? Hier mangelt es, trotz wesentlicher Fortschritte in der Vorbereitung der Einsatzkräfte, an einer fundierteren Fortbildung, auch an einer systematischen Einsatzbegleitung und Nachbereitung. Dies hat nichts mit einem Debriefing-Verständnis zu tun, das posttraumatische Belastungen abbauen möchte. Vielmehr fehlt es in der Bundesrepublik noch an einem Verständnis darüber, dass das Hineinwachsen in die Rolle eines Global Players auch eines geschulten Personals bedarf, das global zu „spielen“ weiss. Dies ist weder umsonst noch auf die Schnelle zu haben. Ähnlich der Diplomatenausbildung bedarf auch dies eines umfassenderen Bildes und einer zugehörigen Aus- und Fortbildungskonzeption - am besten eines gegliederten Ausbildungssystems, das langfristig aus einfachen Helfern im Katastrophenschutz graduierte Botschafter humanitären Helfens formt, die unser moralisches Verständnis von humanen Lebensbedingungen vor allem im Umgang mit Menschen anderer Kultur für beide Seiten erlebbar werden lassen.